



Drei auf einen Streich

Die ersten Oktobertage waren ins Land gezogen und verwöhnten die Menschen mit sonnigen, windstillen Tagen. Vom wolkenlosen blauen Himmel tönen die Rufe der nach Süden ziehenden Wildgänse auf die Erde herab und das „Giijak, Giijak, Giijak“ ihrer Rufe mischte sich häufig mit den Trompetenstößen der Kraniche, die in großen Trupps über dem See kreisten. Sie alle spürten den nahenden Winter und nutzten die letzten schönen Tage, um Kraft für die weite Reise in ihre südlichen Winterquartiere zu sammeln.

Der September hatte noch einmal in verschwenderischer Fülle seine Gaben verteilt. Die Eichen hatten reiche Frucht getragen wie lange nicht mehr. Und wo sich vereinzelt starke Buchenstämme erhoben, lag der Waldboden darunter voller Bucheckern. Auch für seine gefiederten Freunde hatte der Wald umsichtig gesorgt. Überall leuchteten die roten Beeren der Ebereschen in den Beständen, als wollten sie sicher gehen, dass niemand sie übersieht. Und in feuchten, moorigen Senken glänzten die dunklen Beeren des Holunders und lockten massenweise Stare und Amseln an.

Auch ich hatte das Überangebot an Eicheln genutzt, um damit eine ganz bestimmte Kirrung zu beschicken. Für die verwöhnten Schwarzkittel gab es keine bessere Lockspeise. Zwar nutzen sie bei reichlicher Eichelmast lieber das gedeckte Buffet im Wald, denn dass Kirrungen gefährliche Orte sind, wissen sie aus leidvoller Erfahrung und verhalten sich dort meist sehr vorsichtig. Ältere, erfahrene Sauen meiden sie bei ausreichend Feld- oder Waldmast von vornherein oder erscheinen erst dann, wenn Himmel und Erde eins sind.

Und gerade aus diesem Grund setzte ich gewisse Hoffnungen auf einen Ansitzort, der erst vor Kurzem hergerichtet worden war und der für das Wild noch nicht mit dem Ruch der Gefahr umweht war.

Am Rand eines ehemaligen Munitionsdepots der Nationalen Volksarmee (NVA), umgeben von ausgedehnten Kiefernwaldungen sowie Laubholzpartien, hatte ich im Frühjahr einen recht hohen offenen Leitersitz errichtet. Nicht weit entfernt vom Bohnenländer See, in dessen Umgebung ein ausgedehntes

Erlenbruch und mit Schilf bewachsenden Partien dem Schwarz- und Rehwild ungestörte Einstände boten, war hier durchaus mit Jagderfolg zu rechnen.

Wie die Fährten verrieten, hatten sich auch tatsächlich in den Tagen zuvor bereits schwarzborstige Besucher an der gedeckten Tafel eingefunden. Es war also an der Zeit, etwas zu unternehmen. Und so fand mich der nächste Sonntagmorgen noch vor Beginn der Morgendämmerung auf meinem luftigen Sitz. Der Lärm, den die zahlreichen Gänse und Kraniche auf dem unweit gelegenen See erzeugten, war deutlich bis zu mir zu vernehmen und verstummte in keinem Moment. Aber nicht das war der Grund, weshalb ich zu früher Morgenstunde hier ansaß. So dauerte es auch nicht lange, bis ein leises Tappen an mein Ohr drang. Vorsichtig sichernd, schob sich ein starker Überläuferkeiler hinter einer kleinen Kuschelecke hervor, das Eichelfrühstück hatte es ihm angetan. Noch nie hatte er hier etwas Verdächtiges bemerkt und so begann er unverzüglich, sich ungeniert über die am Boden liegenden Leckerbissen herzumachen. Im Knall des Schusses ging er zwar noch flüchtig ab, kam aber schon nach zwanzig Gängen an einem kleinen Birkenanflughorst zu liegen. Wie sich später zeigte, brachte er immerhin schon respektable 56kg auf die Waage. Automatisch hatte ich nach dem Schuss repetiert, einfach ein Reflex, denn mit weiterem Anlauf rechnete ich keineswegs. Und doch sollte ich eines Besseren belehrt werden.

Während ein diesig dunstiger Morgen heraufzog, schienen sich die Ereignisse nach 20 Minuten zu wiederholen. Aus den halbhohen Kiefern hinter der Kirsung, drang erneut ein leises Tappen an mein Ohr. Schon schob sich zwischen den Zweigen ein dunkler Wildkörper hervor. Lange verhoffte das Stück und sicherte, während ich mucksmäuschenstill saß und kaum zu atmen wagte: aus Sorge, den „Überläufer Nr. 2“, denn um einen solchen handelte es sich bei dem morgendlichen Gast, zu vergrämen. Aus irgendeinem Grund zeigte er jedoch kein Interesse, die niedrigen Kiefern zu verlassen und nahm stattdessen einen im Hochwald gelegenen Malbaum an. Dorthin anhaltend, erwartete ich ihn bereits mit gestochener Büchse und konnte ihn mit einem gezielten Schuss in die ewigen Jagdgründe befördern. Vom Wildbret her war er sogar noch etwas stärker als sein Vorgänger. Die unregelmäßige Begrenzung der Schneidezahnreihe im Unterkiefer wies beide Stücke eindeutig als Überläufer aus.

Nachdem sie vor einiger Zeit den Rottenverband verlassen mussten, hatte die kritischste Phase im Leben der heranwachsenden Keiler begonnen. Ohne die Erfahrung und den Schutz der Leitbache waren die Verstoßenen vielfachen Gefahren ausgesetzt. Anfangs, im Sommer und Frühherbst, noch in Überläuferrotten von zwei bis vier Stück unterwegs, zogen sie von Oktober bis November nur noch einzeln ihre Fährte. Die Einzelgängerzeit der männlichen Stücke hatte begonnen. Von der Rauschzeit abgesehen, würden sie ihr weiteres Leben abseits der Rottenverbände fristen.

Gerade wollte ich abbaumen, um die Sauen in Augenschein zu nehmen und zu versorgen, als mein Ohr erneut ein leises Geräusch wahrnahm. Genau auf dem Wechsel der beiden Sauen, erschien Reineke Rotvoss auf dem Plan, so als ob er die beiden Schüsse gehört hatte und nach dem Verursacher suchen wollte. Lange Zeit zum Überlegen blieb mir nicht, denn der Fuchs auf der Kirmung ist von flüchtiger Moral. Einige Male über den Platz geweht und schon ist er wieder verschwunden, ganz im Gegensatz zu seinem Vetter, dem Dachs. Der ist deutlich dickfelliger und es macht ihm durchaus nichts aus, sich zwanzig Minuten oder länger am gedeckten Gabentisch aufzuhalten. So dauerte es auch nicht lange und im Knall des Schusses machte Meister Reineke sein Testament.

Angesichts dieser gewiss nicht alltäglichen Morgenstrecke kam mir erst später zu Bewusstsein, dass die Reihenfolge der beteiligten Akteure eigentlich umgekehrt hätte sein müssen. Häufig folgt auf der Spur des Fuchses, so er denn unbeschossen passieren darf, die Sau. Hier war es genau umgekehrt. Und es bestätigte sich eine alte Erfahrung, die außer mir auch andere Weidgenossen bestätigen können: In den frühen Morgenstunden zieht das Wild vertrauter.





Gedanken zur Jagd

Was den Weidmann Freude an der Jagd empfinden lässt, während andere dieser Tätigkeit nichts abgewinnen können oder sie sogar ablehnen, darüber ist schon viel Papier beschrieben worden. Eines scheint sicher: Die Entwicklung der Menschheit in sprachlicher, kultureller, handwerklicher und künstlerischer Hinsicht wäre ohne jagdliche Betätigung unserer Ahnen völlig anders verlaufen. Die Jagd und die Jagdleidenschaft unserer Vorfahren bestimmte über zehntausende von Jahren das Verhältnis des Menschen zur belebten Natur.

Ein Heimfinden in die Kindheitstage ist die Jagd. Nicht in die Kindheitstage des Einzelnen, sondern in die der Menschheit. So definierte es seinerzeit der Siebenbürger Otto Alscher. Und wer heute diese Tätigkeit ausübt, der geht der eigentlichen angestammten Tätigkeit seiner Art nach. Die ältesten Kunstwerke oder Gebrauchsgegenstände der Menschheit, jahrtausendalt, haben einen jagdlichen Bezug. In Form von Felsen- oder Höhlenmalereien, Skulpturen, primitiven Musikinstrumenten oder Jagdwaffen kann man sie heute noch bewundern. Die umfangreichste und älteste Zunftsprache mit circa 6000 Ausdrücken hat sich in Deutschland bis heute erhalten, die Weidmannsprache. Viele Redewendungen haben Eingang in die Alltagssprache gefunden, wie zum Beispiel etwas „aufs Korn nehmen“ oder sich etwas „durch die Lappen gehen lassen“. Mit Jagdsignalen verständigten sich schon die Jäger im Mittelalter. So heißt es zum Beispiel im „Nibelungenlied“ aus dem 12. Jahrhundert:

*„Nun wollte Gunther kund tun, den Waidgesellen all,
dass er zu Speisen wünschte, da ward ein Hornsignal,
einmal mit Macht geblasen, das scholl weit übers Land.
Sie wussten nun dass Gunther, sich an der Lagerstatt befand.“*

Ich könnte noch viele Beispiele anführen, welche die Rolle der Jagd bei der Entwicklung der Menschheit von der Frühzeit bis zur Gegenwart belegen. Allen wäre gemeinsam, dass sie sich durch historische Funde, wie zum Beispiel mehr als 20.000 Jahre alte Höhlenmalereien, nachweislich belegen lassen und somit rational nachvollziehbar sind.

Und genau an dieser Stelle enden alle mir bekannten Versuche, die Jagd erklären zu wollen bzw. zu legitimieren. Es gibt nämlich noch einen anderen, nicht minderwichtigen Aspekt, der bislang keine gebührende Berücksichtigung fand.

Entwicklungsgeschichtlich bzw. phylogenetisch ist der Drang zu Jagen dem Triebleben des Menschen zuzuordnen. Triebe sind, ähnlich dem Instinkt, als eine Art Sicherung zur Erhaltung des Lebens des Individuums zu betrachten. Neben dem Jagdtrieb gibt es noch andere mit sozialer Bedeutung: Spieltrieb, Mitteilungstrieb, Fortpflanzungstrieb, Wandertrieb und andere. Allen Trieben ist gemeinsam, dass sie schon im Tierreich zu erkennen sind und gebieterisch Erfüllung verlangen, was Lustgefühle erzeugt. Unterdrückung erzeugt Abwehr oder Unlust. Sie wohnen dem Individuum inne und sind verstandesmäßig, also rational, nicht zu erklären.

Wenn man also versucht, die Jagdleidenschaft des Langen und des Breiten entschuldigend mit reinen Vernunftgründen zu erklären, wird man scheitern. Man jagt also nicht, um Verbissschäden in der Forstwirtschaft zu reduzieren oder die Verlustrate an landwirtschaftlichen Kulturen zu minimieren, sondern aus Leidenschaft. Und darin ähneln wir unseren fernen Vorfahren. Nur mit dem Unterschied, dass diese gleichzeitig dem Zwang unterlagen, sich mit dem erlegten Wild die Existenz zu sichern, indem das Wild der Nahrungsbeschaffung diene.

Der primitive Jäger kannte und kennt bis heute keine Jägerprüfung, Schonzeit oder weidgerechte Jagd nach heutigen Maßstäben. Er erbeutete, was er kriegen konnte, mit archaischen Methoden: Fallgruben mit spitzen Pfählen, Giftpfeilen, Schlingen, Hetzen bis zur Erschöpfung und ähnliches. Die Buschmänner in der Kalahari oder die Pygmäen im Ituri-Urwald des Kongobeckens praktizieren dies noch heute.

Der Jäger von heute jagt nach strengen Regeln, die bis ins Detail vorgeschrieben sind. Kaum ein Nimrod erlegt Wild, um vorrangig seine Ernährung sicherzustellen. Er ist an Schonzeiten und Abschusspläne gebunden und muss seine jagdliche Eignung in einer strengen Prüfung nachweisen. Jagdwaffen und optische Hilfsmittel haben eine fast nicht zu steigernde Präzision

erreicht. Und trotz allen Fortschrittes gibt es etwas, das uns mit unseren fernsten Ahnen verbindet: die triebbedingte Leidenschaft, dem Wild nachzustellen und es zu erlegen.

Wie gesagt, mit dem nüchternen Verstand nicht völlig zu erklären, denn nicht jedem Erdenbürger ist diese Eigenschaft mit in die Wiege gelegt worden. Und wer sie nicht hat, der bekommt sie auch nicht. Es ist ein bisschen so, wie bei der Ausbildung von Jagdhunden. Man kann sie zwar bremsen, aber nicht schieben. Das heißt, aus einem Welpen, dem der Jagdtrieb nicht angewölft ist, wird nie ein vollwertiger Jagdhund.

Und noch ein Aspekt erscheint mir wichtig. Jagd heutzutage heißt nicht nur, dem Wild nachzustellen, sondern es auch samt seiner Umwelt zu hegen, sich an ihm und seiner Umgebung in Wald und Feld zu erfreuen und naturliebhabende Mitmenschen daran teilhaben zu lassen.

So gesehen, gehört das Wild im Wald wie die Vögel und Insekten in der Luft und die Fische im Wasser zu dem natürlichen Umfeld des Menschen und stellt eine wertvolle Bereicherung seiner Erlebniswelt dar. Unabhängig davon, in welcher Weise seine notwendige Bewirtschaftung erfolgt, ist Wild im wahrsten Sinne des Wortes Volks- oder Gemeineigentum und sollte in der Zukunft auch als solches erhalten bleiben.

